

Laetare (22.3.2020)

Prädikant Dr. Hendrik Munsonius

Für den Sonntag Laetare, den wir heute begehen, ist in diesem Jahr ein Predigttext vorgesehen, von dem nicht gleich zu sagen ist, ob er in der gegenwärtigen Lage eigentlich besonders passend oder besonders unpassend ist. Vielleicht fällt es nicht jedem leicht, sich darauf einzulassen. Vielleicht lohnt es sich aber auch gerade dann.

Freuet euch mit Jerusalem und seid fröhlich über die Stadt, alle, die ihr sie lieb habt! Freuet euch mit ihr, alle, die ihr über sie traurig gewesen seid. Denn nun dürft ihr saugen und euch satt trinken an den Brüsten ihres Trostes; denn nun dürft ihr reichlich trinken und euch erfreuen an ihrer vollen Mutterbrust. Denn so spricht der Herr: Siehe, ich breite aus bei ihr den Frieden wie einen Strom und den Reichtum der Völker wie einen überströmenden Bach. Da werdet ihr saugen, auf dem Arm wird man euch tragen und auf den Knien liebkosen. Ich will euch trösten, wie einen seine Mutter tröstet; ja, ihr sollt an Jerusalem getröstet werden. Ihr werdet's sehen und euer Herz wird sich freuen, und euer Gebein soll grünen wie Gras. Dann wird man erkennen die Hand des Herrn an seinen Knechten und den Zorn an seinen Feinden. (Jesaja 66, 10–14)

Was ist das für ein grandioser, überschwänglicher Text! *Freuet euch mit Jerusalem und seid fröhlich über die Stadt, alle, die ihr sie lieb habt!* Besonders eindrucksvoll ist hier das Bild der Mutter, die tröstet, die auf den Arm und in den Schoß nimmt, an deren Brüsten man sich satttrinken kann. Was werden damit nicht alles für Bilder und Erinnerungen wachgerufen? Was verbinden wir nicht alles mit dem Kind, das an der Mutterbrust gestillt wird? Das Kind ist noch ganz hilflos, ahnungslos, schuldlos. Es braucht seine Mutter. Sie ist es, die es schützt und wärmt und nährt. Beide sind so innig und zugleich so handfest aufeinander bezogen. Im Bild der stillenden Mutter tritt uns das Leben ganz elementar und plastisch vor Augen. Indem die Mutter diesem Kind das Leben und das Überleben schenkt, sorgt sie dafür, dass das Leben weitergeht – dieses eine Menschenleben und zugleich das Leben von Generation zu Generation. Das sind starke Worte und starke Bilder!

In unserem Prophetentext ist die stillende und säugende Mutter ein Bild für Jerusalem, die Stadt, die sich Gott erwählt hat. Es ist aber auch ein Bild für Gott selbst, der von sich sagt: *Ich will euch trösten, wie einen seine Mutter tröstet.* Jerusalem wird so zu einem Ort der Hoffnung und zu einem mächtigen Symbol der

Verheißung. Und Gott, von dem sonst meist als Vater die Rede ist, erscheint uns hier noch einmal auf eine andere, sehr anrührende Weise.

Wir hören und lesen diese Worte am Sonntag Laetare mitten in der Passionszeit. Und wir hören und lesen sie in einer Zeit, die uns weit darüber hinaus zu einer bedrängenden Zeit geworden ist. Menschen werden von einer Krankheit heimgesucht, die für manche sehr gefährlich werden kann. Und diese Krankheit breitet sich schnell aus. Darum können wir nicht mehr so leben, wie wir es immer gewohnt waren. Wir müssen uns gewaltig einschränken. Wir machen uns Sorgen um Menschen, die uns nahestehen. Wir erleben, wie vielen ihre Lebensgrundlage einfach wegbricht. In einer Zeit, in der wir Nähe und Geborgenheit suchen, müssen wir zueinander auf Abstand gehen. Und niemand kann sagen, wie lange das noch dauern wird. Was kann uns in dieser Lage ein solcher Text bedeuten? Was hat dieser Prophet in so einer Leidenszeit zu sagen?

Was uns vor Augen gestellt wird, ist ein Trostbild – ein sehr starkes Trostbild, und für manchen ist dieses Bild auch zu stark. Aber es bleibt ein Trostbild. Und Trost setzt immer Trostbedürftigkeit voraus. Wer keinen Trost braucht, mag angesichts des Trostes anderes empfinden, aber Trost ist es nicht. Getröstet werden kann nur, wer auch das Leiden empfindet. In diesem Bild besteht der Trost in der Aussicht, dass es schließlich wieder gut werden wird, ja, dass es über die Maßen besser werden wird. Und ist es nicht die Hoffnung, dass es wieder besser wird, die einen in schwieriger Lage durchhalten lässt?

In den Medien werden uns jetzt oft verschiedene Kurven gezeigt. In der einen steigt die Zahl der Infizierten sehr steil an und geht dann wieder steil zurück. Das ist die Situation die unbedingt vermieden werden muss. Denn dann ist das Gesundheitssystem dramatisch überfordert und es gibt unerträglich viele Todesopfer, weil Kranke nicht versorgt werden können. Die andere Kurve steigt schwächer an, bleibt lange auf einem bestimmten Niveau und geht dann zurück. Beide Kurven versprechen, dass die Krise irgendwann ausgestanden ist. Das ist die eine Hoffnung. Und die andere Hoffnung ist, dass nicht unnötig viele Menschen dabei sterben müssen.

Bis dahin aber leben wir in einer Zwischenzeit, die viel Geduld und Durchhaltevermögen erfordert. Wir müssen abwarten, wir müssen aushalten. Die einen

müssen schwer arbeiten, die anderen müssen Untätigkeit ertragen. Doch irgendwann ist es hoffentlich überstanden. Bis dahin sehe ich uns alle vor zwei Herausforderungen. Die eine: Wir müssen von Tag zu Tag und von Woche zu Woche sehen, wie wir die Situation bewältigen. Dazu gehört auch, dass wir darauf achten, wie wir andere, die es womöglich schwerer haben, unterstützen können. Man muss sich so gut es geht in der gegebenen Lage zurechtfinden, einrichten und beistehen.

Die andere Herausforderung sehe ich darin, dass wir nicht aus dem Blick verlieren, wie es nach der Krise weitergehen kann. Und daran mag uns der Prophetentext erinnern. Wir geben die Hoffnung nicht auf, dass es auch wieder besser wird. Aber wie soll es dann werden? Welche Zukunftsbilder haben wir? Soll es darauf hinauslaufen, dass es möglichst alles so weitergeht wie vor der Krise? Man kann ja versuchen, die Probleme, die durch die Epidemie entstanden sind, so gut wie möglich zu bewältigen und im Übrigen wieder auf das zurückgehen, was zuvor schon als Normalbetrieb galt.

Oder zeigt uns nicht die Krise auch, dass es danach nicht so weitergehen kann wie zuvor? Ich bin versucht, die jetzige Lage auch als Chance zu sehen. Irgendwie ist doch in den letzten Jahren immer wieder deutlich geworden, dass wir unsere Lebensweise ändern müssen, wenn das Leben auf diesem Planeten nicht unerträglich werden soll. Aber hat sich wirklich was geändert? Manches ist ja auch geschehen, aber die Neigung war doch immer groß, möglichst in der alten Spur zu bleiben. Wie soll sich aber wirklich was ändern, wenn sich eigentlich nichts ändern soll?

Ohne dass wir es wollten, hat sich durch ein Virus mit einem Mal fast alles geändert. Ob wir wollen oder nicht – wir sind jetzt gezwungen, zumindest für einige Zeit anders zu leben. Dabei merken wir auch, worauf es in der Not wirklich ankommt und worauf man auch durchaus verzichten kann. Und anderes wird einem vielleicht gerade in dieser Zeit besonders wertvoll, was man sonst kaum beachtet hat. Es wäre ein großer Gewinn, wenn wir uns diese Einsichten für die Zeit nach der Krise bewahren. Diese Zeit kann uns so im besten Sinne zu einer Zeit der Buße, also der Umkehr und Neuorientierung werden.

Doch auch, wenn wir die Krise als Chance begreifen wollen, müssen wir sie erst einmal bestehen. Und dafür ist Trost nötig. Wer aber kann wirklich trösten?

Merken wir nicht oft genug, dass uns echter Trost nicht so recht gelingen mag? Mit dem Trost ist es eine eigentümliche Sache. Wer trösten will, muss dem anderen nahe sein, aber er muss sich auch von ihm unterscheiden. Denn wer überhaupt nicht empfinden kann, wie es dem anderen geht, kann auch nicht trösten. Doch wem es in jeder Hinsicht ganz genauso geht, dem wird es auch schwerfallen, Trost zu spenden. Trost hat seinen Ort in der Misere und weist doch zugleich darüber hinaus.

Nach unserem Prophetenwort ist es Gott, der trösten will, *wie einen seine Mutter tröstet*. Bei ihm kommt beides zusammen. Mehr als jede Mutter ist Gott der Misere überlegen. Gott geht über alles hinaus, was uns in dieser Welt begegnet. Die Rede von Gott hätte sonst keinen Sinn. Er ist der ganz Andere. Das mag einen starken Halt geben. Es kann aber auch verstörend und befremdlich sein. Erscheint uns Gott in dieser Krise nicht auch als sehr rätselhaft und unnahbar, ja, vielleicht sogar als bedrohlich und beängstigend?

Doch dies ist nur die eine Seite. Auf der anderen Seite hat sich Gott immer wieder als der offenbart, der den Menschen zugewandt ist. Dies können wir aus dem Prophetenwort hören. Und wir können es an der Gestalt Jesu sehen, dessen Leiden wir in dieser Zeit gedenken. Gott ist immer auch mitten in der Misere. In der Gestalt des Gekreuzigten hat er sich so offenbart. Unser Gott ist der Gott, der sich in seiner Göttlichkeit nicht genügt, sondern ganz Mensch geworden ist. Wenn es einen Trost gibt, dann bei diesem Gott.

Johannes Brahms hat in seinem Requiem den Trost-Satz aufgenommen, ihn mit anderen Bibelworten zusammengefügt und wunderbar vertont: *Ihr habt nun Traurigkeit; aber ich will euch wiedersehen, und euer Herz soll sich freuen, und eure Freude soll niemand von euch nehmen* (Johannes 16, 22). *Ich will euch trösten, wie einen seine Mutter tröstet* (Jesaja 66, 13). *Sehet mich an: Ich habe eine kleine Zeit Mühe und Arbeit gehabt und habe großen Trost gefunden* (Jesus Sirach 51, 35). So verheißt uns Gott einen Trost, der nicht von dieser Welt, aber ganz für diese Welt und in dieser Welt ist. Und der Friede Gottes, der höher ist als all' unsere menschliche Vernunft bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus zum ewigen Leben. Amen.